

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 16 . . . . . Beilage zur Gleichheit . . . . . 1915

**Inhaltsverzeichnis:** Den Morgenberg hinan. Von Karl Spitteler.  
— Der Seelenglaube. Von V. Sommer. (Fortf.) — Der Körper  
des Kindes im Lichte moderner Forschung. Von Dr. M. S. Baege.  
— Feuilleton: Die Hölle. Von Olive Schreiner. (Schluß.)

## Den Morgenberg hinan.

Aus „Olympischer Frühling“. Von Karl Spitteler.

Die Wanderer ließen jetzt den Blick mit andachtsvollem Schweigen  
Aufwärts in schwindelhohe Himmelsfernen steigen,  
Der immerfort nach einem höheren Zenit  
Durch heitern Dunst in neue Weltenräume glitt.  
Kein Lüftchen blies von dieser oder jener Seite,  
Und immer größer wuchs des Himmels Kuppelweite.  
Mitunter prüfte der und jener unverwandt  
Den lauen Lenzeshauch mit ausgestreckter Hand,  
Und wie nun eine lange Zeit unausgeseht  
Der Singer ward von keinem feuchten Dampf beneht  
Und, ob auch gänzlich frei und bloß und unverteidigt,  
Von keinem Nord, von keinem Windstoß ward beleidigt,  
Da gab mit stillem Lächeln mancher blasse Mund  
Dem Nebenmann die Wunderzeitung selig kund.  
Und jeden sah im Kreis ein jeder forschend spähen,  
Ob sie's auch sämtlich merkten, alle wirklich sähen.

Und wie sie so mit unbeholfnen Wonnelauten  
Einander hin und her ins bleiche Antlitz schauten,  
Da war's, als ob sich eine fremde Kruste sachte  
Von ihrem Urteil löste, das erstaunt erwachte.  
Zum erstenmal vernahm ein jeder nicht allein  
Sich selber, sondern merkt ein traut Zusammensein,  
Spürte verwandtes Fühlen schüchtern ihn umwinden  
Und ahnte seinen Bruder gleichgestimmt empfinden.  
Und wie der Blick, wenn nur das Herz die Fühler streckt,  
Die Tugend eines andern leicht und gern entdeckt,  
So singen sie, von alter Blindheit nun genesen,  
Wohlvollend an, das Bild des Nächsten abzulesen.

Wer war's gewesen, der den ersten Anstoß gab?  
Kein Zeichen winkte, keines Führers Hand und Stab,  
Nicht Wille, weder Überlegung war dabei:  
Plötzlich mit einem hundertsümmigen Freudenschrei  
Sah jeder schluchzend sich an eines andern Brust.  
Das war der Freiheit Morgengruß und Erstlingslust.

## Der Seelenglaube.

Von V. Sommer.

(Fortsetzung.)

Die Seele des Verstorbenen lebt zunächst nicht in einer besonderen Welt, sondern auf der Erde und in der Gegend, wo der Mensch starb, mitten unter seinen Freunden und Verwandten. Da der kulturlose Mensch, dem alles fremd und übermächtig entgegentritt, von Natur schreckhaft ist, so sieht er nicht nur im Traum Seelen, er vernimmt sie auch im Wachen in den verschiedenen Tönen der äußeren Natur und in den häufigen Sinnesäuschungen, denen er unterworfen ist. Im Donner schelten ihn die Geister, und im Echo des Waldes narren sie ihn. Noch der gebildete Grieche des Altertums hörte im Donner den Zorn des Zeus und im Echo den klagenden Ruf der von der Götterkönigin Juno gekapften und der Sprache beraubten Nymphen. Solche Vorstellungen mögen uns heutigen weither geholt und verwunderlich erscheinen, — für den „Wilden“ gibt es überhaupt nichts Verwunderliches. Er lebt ja von Anfang bis Ende in einer wunderbaren und verzauberten Welt, von deren Zusammenhängen er nichts versteht und in der alles möglich ist. Der tägliche Sonnenaufgang, die Geburt eines Wesens erscheinen uns, die eine Ahnung von der unendlichen Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit aller Ursachen und Wirkungen besitzen, trotz ihrer Regelmäßigkeit und unserer Kenntnis ihrer nächsten Ursachen bestaunenswert und wunderbar. Dem „Wilden“ aber, der nichts von ihren Zusammenhängen weiß, der nicht einmal die Geburt eines Wesens mit dem vorhergehenden Zeugungsakt in Verbindung setzt, diesem „Wilden“ erscheinen solche Vorgänge ganz einfach und selbstverständlich. Wenn der Europäer dem „Wilden“ ein mechanisch-technisches Kunstwerk, etwa eine Uhr

zeigt, so bestaunt dieser es nicht. Es ist ihm kein Jota mehr oder weniger unerklärlich als alle anderen Vorgänge und Erscheinungen seines Lebens. Es ist ihm nur ungewohnt. Er staunt nicht, er erschrickt, hat Angst davor. Ist die Angst überwunden, so wird er sich kindlich darüber freuen, aber eine Erklärung zu suchen, zu staunen, fällt ihm nicht ein.

Etwas ganz anderes ist es, wenn der Europäer nicht kulturlose, sondern Menschen einer primitiven Kulturstufe vor sich hat, Menschen, die bereits selber allerlei mehr oder minder kunstvolle Gegenstände herstellen und deshalb auch bei anderen Gegenständen einen Schöpfer und eine bestimmte Art und Weise der Herstellung voraussetzen. Bei diesen regt sich gleich die Frage nach dem „Macher“ und nach dem „Wie“ des Machens und damit das Staunen. Es bedeutet einen gewaltigen Fortschritt über die vollkommene Kulturlosigkeit hinaus, wenn der Mensch zum erstenmal das Bedürfnis nach einer Erklärung empfindet. Mögen uns zivilisierten dann seine Erklärungen noch so kindisch und albern erscheinen, geschichtlich betrachtet waren sie eine geistige Großtat, der erste Schritt aus der Dämmerung halbtierischen Daseins zum Lichte nachdenkender und zweckgebender Vernunft.

Die Entstehung des Seelenglaubens zeigt uns den Menschen auf dieser Stufe, und es wäre eine Aufgabe für sich, den innigen Zusammenhang zwischen den Anfängen der Technik und Wirtschaft einerseits und dem ersten Fragen nach dem Wie? und Warum? der Erscheinungen andererseits nachzuspüren. Wir müssen uns hier damit begnügen, festzustellen, daß auf dieser Stufe der Mensch zum erstenmal beginnt, sich über die Welt und ihre Vorgänge Gedanken zu machen, nach dem „Macher“ zu fragen. Da aber sein Nachdenken noch ganz in den Anfängen steht, so gibt er sich mit der nächsten besten Erklärung zufrieden. Was ist es, das ihn selber in Bewegung setzt, in ihm atmet, schreit, Schmerz empfindet, durch ihn arbeitet, kämpft, tanzt? Die Lebenskraft, der Geist. Was ist es, das in den Dingen und Lebewesen ringsumher wirkt? Die Lebenskraft, der Geist. Also sind es die Geister, die alles bewirken, was geschieht, das heißt was dem Naturmenschen auffällt. Eine Seele gleich der seinen wirkt im Regen, der seinen nackten Körper peitscht, im Sturm, der ihm die einfache Hütte untrifft, sein sorgsam behütetes Feuer auslöscht, in der Welle, die seinen schwachen Kahn zertrümmert, in jedem wilden Tier, in jedem Feind, kurz allüberall. Und da dem Naturmenschen meist nur das auffällt, was ihm Schmerz verursacht, da sein Leben fast ununterbrochen von Feinden bedroht, von wilden Tieren unlaert, von tausend Zufälligkeiten abhängig ist, so ist es nicht zu verwundern, wenn er zunächst eigentlich nur böse Geister kennt. Nur die nächsten Blutsverwandten, die Mitglieder der Totengenossenschaft, der Sippe, sind unter Umständen zum Beistand geneigt, also werden ihre Seelen vielleicht freundlich gesinnt sein. Aber auch innerhalb der Horde, Sippe geschieht ja alles nur aus Selbst-erhaltungstrieb, nach dem Grundsatz: ich gebe, damit du gibst. Darum ist auch die Meinung allgemein, daß die Geister nichts interessielos geben, daß ihre Gunst durch Geschenke, Opfer zu gewinnen sei. Bedenken wir, wie selten eigentlich in der kleinen Gemeinschaft, der der „Wilde“ angehört, jemand stirbt, und wie unzählbar groß das Heer der fremden und unbekanntenen Geister ist, die in den Gegnern, in Naturereignissen, Dingen und Tieren haufen. Ferner, wie rachsüchtig der Naturmensch sich die Geister der von ihm selbst erlegten Feinde vorstellt. Wir dürfen uns also nicht verwundern, wenn er alle Geister kurzweg für böseartig hält und ihm „fremd“ soviel wie „feindlich“ bedeutet. Dazu kommt, daß der Mensch auf niederer Kulturstufe sich die Geister hungrig denkt. Sie bedürfen genau so wie er der Nahrung, und genau so, wie er sich um sein Dasein wehren und plagen muß, müssen es auch die Geister. Der Wilde ist fast immer hungrig. Wo die Natur einigermaßen freigebig war, machen sich gewöhnlich die Mitmenschen ihren Reichtum um so streitiger. Da der lebende Mensch das Gelände fleißig absucht, bleibt für den Geist wenig übrig. Kein Wunder, daß der Tote aufgebracht ist. Noch der hochzivilisierte Chinese bezeichnet den bösen Dämon als hungriger Geist. So eng hängen für ihn beide Begriffe zusammen.

Uns mag es auffallend erscheinen, daß der Wilde denselben Geist als hungrig vorstellt, dem er doch eine so große Macht über sein eigenes Dasein zuschreibt. Er bittet ihn um Nahrung und verspricht ihm einen Teil davon. Die Denkfähigkeit des Wilden ist noch nicht so weit entwickelt, um einen Widerspruch darin zu finden. Er hat die Erfahrung gemacht, daß man durch Geschenke Freundschaft er-



wirbt, und wendet diese Erfahrung ohne weiteres auch auf den Verkehr mit Geistern an.

Daß ein Wesen, das die Menschen an Kraft übertrifft, seine Macht nicht zu ihrem Nutzen, sondern viel eher zu ihrem Schaden verwendet, halten noch manche halb und ganz kultivierte Völker für selbstverständlich, zum Beispiel die Zirkassier, die Chinesen und manche indische Stämme. Das ist noch die reine urmenschlische Denkweise. Der Kulturlose kennt den Begriff der Gerechtigkeit, Willigkeit noch nicht, nur den der Macht. Daher kommt es auch, daß der von der Macht der Weißen noch nicht durch schmerzliche Erfahrungen überzeugte Wilde etwaige Milde und Freundlichkeit für bloße Schwäche ansieht, die er für sich auszunutzen zu können glaubt. Hiernit sollen nur Tatsachen in dem Verhalten der Wilden gegen Europäer erkärt werden; wir denken natürlich nicht daran, damit jene Massenmorde zu entschuldigen, womit ausbeutende Europäer ihre Herrschaft unkultivierten Völkern aufgezwungen haben und aufzwingen.

Wenn wir bisher von „Wilden“, „Urmenschen“, „Kulturlosen“ sprachen, so meinten wir mit diesen Ausdrücken keinen festen, in sich abgeschlossenen Begriff. Wo hört die Wildheit auf und wo fängt die Kultur an? Die Völkerkunde zeigt uns eine Unmenge verschiedener Stufen und Nuancen der Entwicklung. Wir müssen unter dem Ausdruck „Kulturlose“, „Wilde“, „Urmenschen“ die Menschen aller jener Gesellschaftsformen begreifen, die es noch zu keiner eigentlichen Technik und Wirtschaft gebracht haben, wo das Leben also noch mehr vom Fund und dem Zufall, als von einer zweckmäßigen Gütererzeugung abhängt. Die afrikanischen, amerikanischen und asiatischen Hirtenvölker also sind keine „Wilden“ in unserem Sinne, sie mögen vielmehr als Vertreter einer „Halbkultur“ bezeichnet werden. Der Geisterglaube ist nicht bei ihnen entstanden, wohl aber haben sie ihn aus ihrer kulturlosen Vorzeit beibehalten und ausgebaut. Hat sich doch der Geisterglaube bis auf den heutigen Tag bei den hochkultivierten europäischen Christenvölkern in mannigfacher Gestalt erhalten, im Götzenkult, im Spiritismus, Okkultismus. Bei den Völkern der Halbkultur lernen wir bereits die Mannigfaltigkeit kennen, in der sich der Geisterglaube in den verschiedensten Ländern und unter den verschiedensten Lebensverhältnissen entwickeln mußte. Die Geister der afrikanischen Hirtenvölker sind äußerst rachsüchtig, launisch und müssen durch blutige Opfer versöhnt werden. Sogar die Geister naher Verwandter sind schadensfroh genug, um die noch lebenden Familienglieder zu quälen, zu foppen und ihnen das Vieh krank zu machen. Die Geister der Südfreiesulaner sind hingegen viel harmloser. Die Ursachen dieser Verschiedenheit liegen nicht in irgendwelchen geheimnisvollen Rasseninstinkten, sondern in den verschiedenen Lebensverhältnissen, unter denen diese Völker ihr Dasein fristen. Die Inseln der Südsee haben üppigen Pflanzenwuchs, die umgebenden Meere sind reich an Fischen, etwas Handelsverkehr mit Nachbarinseln ist bereits entwickelt. Das alles bietet den Bewohnern eine gewisse Sicherheit der Existenz und macht ihre Gemütsart heiter und sorglos. Ähnlich sind dann auch ihre Geister. Der Daseinskampf der afrikanischen Hirtenvölker ist dagegen ungleich härter, ihre Existenz auf einer ungleich schwankenderen Grundlage. Ihr ganzer Reichtum sind ihre Herden. Diese sind allerhand plötzlichen Unfällen, Seuchen, der Festsiege, Nachfrösten, Dürren ausgesetzt. Dazu kommen die häufigen Streitigkeiten unter sich und die räuberischen Überfälle durch benachbarte Jägervölker. Alles das und die unwirtliche Landschaft macht die Gemütsart der afrikanischen Hirtenvölker mißtrauisch, grausam, geizig und verschlagen. Natürlich übertragen sie diese Eigenschaften auf ihre Geister, die Seuchen und Unfälle hervorzurufen.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Körper des Kindes im Lichte moderner Forschung.

Von Dr. R. S. Baege.

Nicht nur im gewöhnlichen Leben, sondern selbst in den wissenschaftlichen Theorien, die unseren erzieherischen Einwirkungen zugrunde gelegt sind, finden wir die Meinung vertreten, daß die Kinder den erwachsenen Menschen gleich oder mindestens sehr ähnlich seien, daß sie sich höchstens von Erwachsenen in körperlicher Hinsicht unterscheiden durch ihre kleinere Gestalt, ihre geringeren Kräfte und in geistiger Hinsicht durch mangelnde Erfahrung und geringere Kenntnisse. Die moderne Kindesforschung hat aber gezeigt, daß die Kinder nichts weniger als kleine Erwachsene sind, sondern in quantitativer und qualitativer Hinsicht sich so sehr von Erwachsenen unterscheiden, daß man eigentlich verpflichtet wäre, die Kinder als Menschen anderer Art zu betrachten. Sie stellen leiblich wie seelisch Wesen anderer Struktur dar, die sich nicht nur in ihrer Größe, sondern auch in ihrer Gestalt, in dem Verhältnis der Gliedmaßen

und Organe zueinander, in der chemischen Zusammensetzung ihrer Knochen, Muskeln usw., sowie auch in der Berrichtungsweise ihrer Organe beträchtlich von den Erwachsenen unterscheiden. Die Nichtberücksichtigung des wesentlichen Unterschiedes zwischen Kind und Erwachsenen hat zu falschen Verhaltensmaßregeln und pädagogischen Prinzipien geführt, die selbstverständlich schwere Erziehungsfehler zeitigten mußten. Man hatte sich eben nicht nach dem Kind als Kind gerichtet, sondern sich, ohne das Kind eingehend studiert zu haben, auf Grund einer mehr als oberflächlichen Vergleichung und oft gestützt auf religiöse oder metaphysische Spekulationen ganz falsche Vorstellungen, einen ganz unhaltbaren Begriff vom Kinde geschaffen. Das Kind ist in keiner Weise dem Erwachsenen gleich, und infolgedessen müssen auch alle pädagogischen Methoden verjagen, die von dieser falschen Voraussetzung ausgehen, können auch die Erziehungsziele niemals erreicht werden, die auf der alten Annahme des Gleichseins von Kind und Erwachsenen aufgebaut sind. Nur solche pädagogischen Ziele und Methoden, die aufgebaut sind auf einer genauen Kenntnis der körperlichen Besonderheiten und geistigen Eigenheiten des Kindes, geben uns eine Handhabe zu erfolgreicher Einwirkung.

Unsere Aufgabe soll es heute nicht sein, nach allen Seiten hin die pädagogischen Schlussfolgerungen darzulegen, die sich aus der Feststellung des körperlich-geistigen Unterschiedes zwischen Kind und Erwachsenen ergeben. Unsere Absicht ist es vielmehr, die Mütter und Väter zunächst einmal mit den Ergebnissen der modernen Jugendforschung bekannt zu machen, die diese Verschiedenheit zum Ausdruck bringen. Unser kleiner Hinweis auf die Erziehung sollte nur dazu dienen, schon jetzt die hohe praktische Bedeutung von Feststellungen hervorzuheben, die manchen vielleicht sehr trocken und unwesentlich anmuten.

Bekannt ist wohl allgemein, daß die Atmung beim Kinde in anderer Weise erfolgt als beim Erwachsenen. Das Kind atmet infolge der tomenförmigen Gestalt seines Brustkorbes mehr mit dem Bauche als mit der Brust. Auch die Herzstätigkeit ist beim Kinde eine andere. Sie hat einen anderen Rhythmus, wie man das an der Verschiedenheit der Pulsschläge pro Minute sofort feststellen kann. In anderen Formen vollzieht sich auch der kindliche Stoffwechsel. Beim Erwachsenen schafft er lediglich Ersatz für die verbrauchten Stoffe, aus denen der Körper sich aufbaut, beim Kinde dient er außerdem noch dem Wachstum. Weniger bekannt ist wohl die Tatsache, daß die Zusammensetzung der Grundstoffe (chemischen Elemente), die den Körper aufbauen, beim Kinde ganz anders ist als beim Erwachsenen, und zwar je jünger ein Kind ist, desto mehr unterscheidet es sich in dieser Beziehung vom reifen Menschen. So beträgt zum Beispiel der Wassergehalt eines Neugeborenen 74,7 Prozent der Gesamtkörpermasse, beim Erwachsenen aber nur noch 58,5 Prozent. Ebenso kräftig kommt beim Stelett zum Ausdruck, wie groß der Unterschied ist, der in der chemischen Zusammensetzung der Grundstoffe des kindlichen Körpers im Vergleich zum Erwachsenen besteht. Die einzelnen Knochen sind beim Kinde weicher und gefäßreicher, sie weisen einen Mangel an festen (mineralischen) Substanzen auf. Deshalb ist auch der kindliche Körper schmiegsamer und biegsamer, viel gelenkiger als der des Erwachsenen. Das Verhältnis von organischen Stoffen (Knorpel und Fettsubstanz) zur anorganischen, das heißt festen Substanz im Knochen beträgt zum Beispiel am Schienbeinknochen gemessen:

	Organische Substanz	Feste Substanz
beim Kinde von 2 Monaten . . .	34,68 Prozent	65,32 Prozent
beim Kinde von 3 Jahren . . .	32,29	67,71
beim Erwachsenen von 25 Jahren	31,86	68,42

Auffällig ist auch die Verschiedenheit des prozentualen Verhältnisses einiger Körperteile zum Gesamtgewicht beim Kind und Erwachsenen:

	Neugeborener	Erwachsener
Stelett . . . . .	16,7 Prozent	15,35 Prozent
Muskeln . . . . .	23,4	43,09
Haut . . . . .	11,3	6,30
Gehirn . . . . .	14,84	2,37
Rückgrat . . . . .	0,20	0,067
Augen . . . . .	0,28	0,023
Speicheldrüsen . . . . .	0,24	0,12
Schilddrüse . . . . .	0,24	0,05
Lungen . . . . .	2,16	2,01
Herz . . . . .	0,89	0,52
Thymusdrüse . . . . .	0,54	0,0086
Magen und Eingeweide . . . . .	2,53	2,34
Bauchspeicheldrüse . . . . .	0,12	0,15
Leber . . . . .	4,39	2,77
Milz . . . . .	0,41	0,346
Nieren . . . . .	0,88	0,48



Einige der in dieser Tabelle angegebenen Unterschiede scheinen unbedeutend. Das kommt daher, daß sie im Prozentfuß des Gesamtkörpergewichts ausgedrückt sind, sie würden viel kräftiger zum Ausdruck kommen, wenn sie im Prozentfuß ihres eigenen Gewichts angegeben worden wären. So ändert das Herz im Laufe der kindlichen Entwicklung seine Größe um das Zwölf- bis Dreizehnfache, die Leber um das Elfache, die Lungen ungefähr um das Zwanzigfache, das Gehirn um das Vierfache usw.

Wie sich das Mischungsverhältnis der den Körper aufbauenden Stoffe fortgesetzt ändert, dafür nur noch ein Beispiel: Das Verhältnis der Mineralsalze in den Knorpeln beträgt im Alter von sechs Monaten 2,24, mit drei Jahren 3 und mit 19 Jahren 7,20 Prozent. Ähnliche Unterschiede können wir für die Zusammensetzung des Knochenmarks, der Muskeln, des Blutes usw. feststellen. So weist zum Beispiel das kindliche Blut viel mehr weiße Blutkörper auf als das des Erwachsenen. Würde man dieselben Mischungsverhältnisse beim reifen Menschen vorfinden, würde man ihn unbedingt als „krank“ bezeichnen.

Aus den eben genannten Tatsachen geht schon unzweifelhaft hervor, daß die Stufen der Kindheit und Kinderjährigkeit nur Zeiten der Vorbereitung sind, die in sich selbst kein festes Bestehen haben. Am gewaltigsten offenbart sich der provisorische Charakter der kindlichen Körperformen wohl an den mannigfaltigen Veränderungen, die die einzelnen Kopfknochen bis zum Zustand der Geschlechtsreife, also etwa bis zum zwanzigsten Jahre, durchlaufen. Die kindliche Schädelbildung ist eine ganz andere als die des Erwachsenen. Das gilt nicht nur für das Verhältnis der Größe des Kopfes zur Gesamtkörperlänge, sondern auch in bezug auf das Verhältnis der Schädelbreite zur Schädelhöhe. Beim Neugeborenen ist der Kopf verhältnismäßig groß, er beansprucht ein Viertel der Gesamtkörperlänge, beim Zweijährigen ein Fünftel, beim Sechsjährigen ein Sechstel, beim Fünfzehnjährigen ein Siebtel und beim reifen Menschen (25 Jahre) nur noch ein Achtel. Beim Neugeborenen ist ferner der Schädel in seinem größten Breitendurchmesser mindestens ebenso breit wie hoch, oft noch breiter, beim Erwachsenen hingegen macht die Schädelbreite nur noch drei Viertel der Schädelhöhe aus. Das Gesicht des Erwachsenen erscheint deshalb schmaler. Größe und Gestalt der einzelnen Schädelknochen sind beim Kinde zu verschiedenen Zeiten oft recht verschieden. Infolgedessen ändert sich auch fortgesetzt das Lageverhältnis der einzelnen Gesichtspartien zueinander. So befindet sich zum Beispiel bei der Geburt die Nasenöffnung nur ganz wenig unterhalb der niedrigsten Stelle der Augenhöhle. Allmählich rücken diese beiden Stellen immer mehr auseinander, so daß man sie beim Erwachsenen nicht mehr zusammengruppieren kann. Entsprechend der fortgesetzten Veränderung im Lageverhältnis der einzelnen Kopfteile verändert sich nicht nur die Gesichtsförmigkeit, sondern auch die Funktionsweise der am Kopf befindlichen Hauptsinnesorgane: Auge und Ohr. Das neugeborene Kind sieht zuerst überhaupt nichts, und wenn es die Sehfähigkeit nach einiger Zeit erlangt hat, zunächst nur ungenügend. Beim Ohr liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Recht auffällig ist die Verschiedenheit von Kind und Erwachsenen in der Ausbildung der sogenannten eustachischen Röhre, jenes Ganges, der den Schlund mit dem inneren Ohr verbindet. Sie liegt beim kleinen Kinde fast horizontal, während sie beim Erwachsenen sich stark abwärts biegt. Sie ist beim Kinde außerdem kürzer, zugleich aber im Durchmesser weiter als beim Erwachsenen. Daher kommt es denn auch, daß beim Kinde sich Entzündungen der Nase und des Rachens viel leichter dem Mittelohr mitteilen als beim Erwachsenen.

Einer fortgesetzten Veränderung unterliegt auch die Nase, sowohl in ihrem äußeren wie inneren Bau, wie jeder leicht, wenigstens was die äußere Form anbetrifft, durch einen Vergleich seiner Nasenform mit der auf Bildern aus seiner Kindheit feststellen kann. Allgemein bekannt sind die Veränderungen, die die Zähne im Laufe der Entwicklung zum Erwachsenen aufzuweisen haben. Man denke nur an den Zahnwechsel usw.

Auf die Verschiedenheit der Zungen- und Kehlkopfentwicklung beim Kinde und Erwachsenen wollen wir hier nicht näher eingehen, so wichtig diese Dinge dafür sind, die Fähigkeit respektive Unfähigkeit des Kindes zu bestimmten Lautbildungen und damit für die Entwicklung der Sprache zu verstehen.

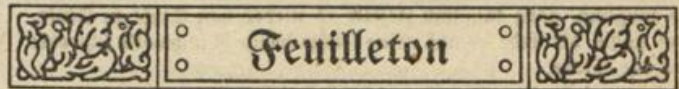
Ganz auffällig ist der Größenunterschied in der Ausbildung der Thymusdrüse, die sich beim neugeborenen Kinde in der unteren Schlundgegend befindet, und die fast so groß ist wie der linke Lungenflügel. Sie wächst weiter bis zum dritten Jahre, bleibt dann in nur wenig veränderten Zustand bis zur Zeit der beginnenden Geschlechtsreife (Pubertät) bestehen und verschwindet darauf in kurzer Zeit nach und nach. Sie scheint also für den spezifisch jugendlichen Stoffwechsel bestimmte Funktionen zu erfüllen.

Wir hatten schon oben darauf hingewiesen, daß die Gestalt des kindlichen Brustkorbes von der des Erwachsenen erheblich abweicht und tonnenförmig ist. Es ist dies bedingt durch die weniger schräge und flache Lage der Rippen. Die Spitze des Brustkorbes ist nicht nur kleiner, sondern liegt auch höher als beim reifen Menschen. Die Maßverhältnisse der Brust verändern sich fortgesetzt. Dabei wächst die Brust im Breitendurchmesser viel schneller als im Durchmesser von vorn nach hinten.

Auf die mannigfachen Veränderungen, die Herz, Lunge und Leber in bezug auf ihre Größe, Gestalt, Struktur und Lage durchlaufen, wollen wir hier nicht näher eingehen. Der sehr großen praktischen Bedeutung wegen möchten wir aber darauf hinweisen, daß in der Kindheit das Herz in bezug auf die Körperlänge verhältnismäßig klein, das Arteriensystem hingegen weit ausgedehnt ist, während sich mit der Pubertät allmählich das umgekehrte Verhältnis herausbildet. Der Blutdruckzustand im kindlichen Körper ist also ganz anders als beim Erwachsenen, nämlich wesentlich niedriger, nur in den Lungen ist er höher, weil die Lungenarterie beim Kinde einen größeren Durchmesser hat als die Hauptschlagader (Aorta). Die Folge davon ist die erhöhte Absonderung von Kohlensäure und ein rascheres Atmen beim Kinde. Diese Umstände geben schließlich wieder die Bedingungen für die größere Lebhaftigkeit des Kindes ab.

Was die Baucheingeweide anbetrifft, können wir feststellen, daß sie ebenfalls durch die Lage, Gestalt usw. wesentlich von den Organen Erwachsener abweichen. So liegt das Zwerchfell beim Kinde höher als beim Erwachsenen. Unter allen Baucheingeweiden zeigt der Magen seiner Gestalt und Lage nach den größten Unterschied. Beim Kinde ist er röhrenförmiger und liegt senkrechter als beim Erwachsenen; außerdem ist der Schlundschließmuskel noch gering entwickelt. Kinder erbrechen deshalb viel leichter als erwachsene Menschen.

Vollkommen verschieden von seiner späteren Form ist auch das Rückgrat des kindlichen Menschen. Es ist breiter und kürzer und senkt sich zu gleicher Zeit um die Länge eines Wirbels tiefer herab als beim Erwachsenen. Es ist sehr leicht und biegsam und kann bequem in jede Lage gebracht werden. Die Krümmungen und Krümmungen fehlen ihm noch, da diese ja erst durch den Druck des Körpergewichts der reifen Form entstehen. Wir wollen hier die in der Kindheit bestehende Abweichung einzelner Körperteile von der Normalform nicht weiter durchgehen, das bisher herangezogene Material dürfte wohl genügen, um uns davon zu überzeugen, daß das Kind tatsächlich in Bau, Berrichtung und Struktur des Gesamtkörpers wie seiner einzelnen Teile ein anderer Mensch ist. Wären die Körperverhältnisse des Kindes beim ausgewachsenen Menschen noch anzutreffen, so würden wir ein Wesen von groteskem Aussehen vor uns haben, mit großem Kopf und zwerghaftem Gesicht, mit spitzem Brustkorb und kurzen Armen und Beinen.



## Feuilleton

### Die Sölle.

Von Olive Schreiner.

(Schluß.)

Und das Fest nahm seinen Fortgang. Plötzlich aber rief ich aus: „Wenn einer von der Tafel aufstände aus ihrer Mitte heraus und, seine Trinkschale wegwerfend, ihnen zurief: „Meine Brüder und Schwestern, haltet ein! Wagt ihr, was wir trinken?“ Wenn er dann mit seinem Schwert den Vorhang zerschneide, ihn weit auseinanderzöge und den Ruf ergehen ließe: „Brüder, Schwestern, seht! es ist nicht Wein, nicht Wein, nicht Wein! Meine Brüder, o meine Schwestern!“ — und er würde umstürzen die —“

Da sprach Gott: „Schweig! — sieh dorthin.“

Ich schaute; vor dem Festhause sah ich im Grafe eine Reihe von blumenbedeckten Erdbügeln, zu deren Häupten vergoldeter Marmor stand. Ich fragte Gott um ihre Bedeutung.

„Es sind die Gräber jener, die vom Feste aufstanden und jenen Ruf ertönen ließen.“

Und ich befragte Gott, wie sie dahin kämen.

Er sprach: „Die Männer aus dem Festhause erhoben sich und warfen sie rücklings nieder.“

Ich sagte: „Wer begrub sie?“

„Die Männer, die sie niederwarfen.“

„Wie kam es, daß sie sie erst niederwarfen und dann ihnen Denksteine setzten?“

Gott sprach: „Weil ihre Gebeine aufschrien, bedeckten sie sie.“

Doch zwischen Gras und Unkraut sah ich einen unbegrabenen Körper liegen und fragte Gott, warum das sei.



Gott sprach: „Weil dieser erst gestern niedergeworfen wurde. In kurzer Frist, wenn das Fleisch von den Knochen gefallen sein wird, begraben sie ihn auch und pflanzen Blumen auf die Stätte.“

Das Fest dauerte fort.

Männer und Frauen saßen zechend an den Tafeln und schlürften in großen Zügen aus ihren Weinschalen.

Einige standen auf, und in zärtlicher Umschlingung tanzten und sangen sie. Andere tranken sich zu und küßten einander auf die blutroten Lippen.

Höher und höher gingen die Bogen der rauschenden Luft.

Männer, die bis zum Überdruß getrunken hatten, warfen den Rest aus ihren Gläsern hoch in die Luft, daß er in funkelndem Bogen zurückfiel. Frauen färbten die Kleider ihrer Kinder in Wein und tränkten sie mit dem Traubensaft, bis die kleinen Mäulchen rot davon waren. Zuweilen stießen die wirbelnden Paare ein Trintgefäß um, und die rote Blut spritzte auf die Gewänder der Tanzenden.

Kinder saßen auf dem Boden, hatten große Schalen mit Wein vor sich und ließen Rosenblätter als Schiffelein darauf schwimmen. Zuweilen patzten sie mit ihren Händen im Wein, daß die Blasen aufstiegen und die schäumende Flüssigkeit hoch ausspritzte.

Höher und höher stieg der Rausch des Festes, wilder und wilder wurde der Reigen, lauter und lauter erklangen die Töne der Lieder.

Unter den Ausgelassenen aber befanden sich einige, die nicht an der lärmenden Lustbarkeit teilnahmen. Da und dort an den Tafeln sah ich Männer sitzen mit aufgestützten Ellbogen und die Hände über den Augen; sie stierten in die Becher und tranken nicht. Und wenn einer sie an die Schultern rührte und sie aufforderte, aufzustehen, zu tanzen und zu singen, so schreckten sie auf und blickten dann wieder nieder, den Wein im Becher betrachtend und regungslos.

Da und dort sah ich auch eine Frau abseits sitzen; die anderen tanzten und sangen und fütterten ihre Kinder, sie aber saß still und neigte den Kopf zur Seite, als ob sie lauschte. Ihre kleinen Kinder zupften an ihrem Rocke, sie sah sie nicht; sie horchte wie auf einen fernern Laut, aber sie regte sich nicht.

Und der Taumel stieg. Die Männer tranken, bis sie nicht mehr konnten, und legten schlaftrunken den Kopf auf den Tisch. Frauen, die nicht mehr tanzen konnten, warfen sich auf die Bänke und lehnten das Haupt an die Schulter ihrer Liebsten.

Kleine Kinder, vom Weine krank, wälzten sich auf den Schleppe ihrer Mütter. Hin und wieder fuhr einer der Männer auf, schwanke umher, stieß an die Tische und warf die Bänke um; einige lehnten zum Tode krank an den Geländern, andere taumelten aufs neue zu den Weinbehältern, vor denen sie niedersanken und den Zapfen drehten, doch der Schlaf übermannte sie, wie sie so dalagen, und der Wein floß heraus. Langsam rann er wie ein schmales rotes Wächlein über die Marmorstufen; es erreichte die steinernen Stufen, und langsam, ganz langsam rieselte es nieder von Stufe zu Stufe; dann nahm die Erde es auf. Eine leichte weiße Rauchwolke schwebte über der Stelle.

Ich war still; ich vermochte nicht mehr zu atmen. Da gebot mir Gott, weiterzugehen.

Ich wanderte eine Zeitlang und gelangte endlich an eine Stätte, wo auf sieben Hügeln die Ruinen eines mächtigen Festhauses standen, stärker und weitläufiger gebaut als das, welches ich zuerst gesehen hatte. Ich sagte zu Gott: „Was taten die Menschen, die dies hier aufrichteten?“

Gott sprach: „Sie schwelgten.“

„Worin?“

„In Wein.“

Da blickte ich hinter, und es schien mir, als ob hinter den Ruinen noch ein ungeheurer Hohlraum im Boden wahrzunehmen wäre, wo ein Fuß der Weinpresse gestanden haben mochte.

Ich sagte zu Gott: „Wie kam es denn, daß dieser gewaltige Bau eingestürzt ist?“

Gott sprach: „Weil die Erde siedend heiß geworden war.“

Und er rief mich, weiter zu kommen. Endlich gelangten wir auf einen Hügel, wo blaue Wasser spielten und weißer Marmor den Boden deckte.

Ich fragte Gott: „Was war einst hier?“

Und Gott sprach: „Ein Haus der Freude.“

Ich schaute; mir zu Füßen lagen große Säulen, und laut jubelte ich auf zu Gott: „Der Marmor treibt Blüten!“

Gott sprach: „Ja ja, es war ein Feenschloß. Nie vorher kam ihm eines gleich, und nie wird es wieder seinesgleichen geben. Die Säulen und Säulenhallen wie mit Blüten übersponnen, die Weinschalen farbig und formenreich wie Blumenkelche, und der ganze Vorhang auf dieser Seite in schönen Mustern mit Gold bestickt.“

Ich sagte zu Gott: „Wie kam es, daß es fiel?“

Gott sprach: „Auf der anderen Seite, wo die Weinpresse stand, war finstere Nacht.“

Und wie wir weiterzogen, kamen wir an einen langgedehnten Sandwall; dort floß ein dunkler Strom und erhoben sich zwei ungeheure Erdhügel. Ich sagte zu Gott: „Sind die mächtig.“

Gott sprach: „Nicht wahr, ungemein groß.“

Da horchte ich auf.

Gott fragte mich, auf was ich lauschte.

Und ich sagte: „Auf einen Laut, der wie Weinen klingt; und ich höre das Geräusch von Schlägen, doch kann ich nicht sagen, von wovann es kommt.“

Gott sagte: „Es ist das Echo der Weinpresse, das in den Giebelsteinen dort auf den Hügeln noch herumgeistert. Ein Festhaus stand auch hier.“

Und er gebot mir, weiterzugehen.

Auf einem unfruchtbaren Berghang, den dürre Erde bedeckte, befaß mir Gott, wieder stillzustehen. Und ich blickte um mich her.

Gott sprach: „Auch hier war einstens ein Festhaus.“

Ich sagte zu Gott: „Ich sehe keine Spur davon!“

Gott sprach: „Da ist nicht ein Stein auf dem anderen geblieben feiner, der nicht umgestürzt worden wäre.“

Ich blickte um mich her: an der Hügelseite war ein einsames Grab.

Ich sagte zu Gott: „Was liegt dort?“

Er sprach: „Ein Nebenbündel, das in der Weinpresse zerquetscht wurde!“

Am oberen Ende des Grabhügels stand ein Kreuz, und am unteren lag eine Dornenkrone. —

Als ich mich zum Gehen wandte, sah ich zurück. Die Weinpresse und das Festhaus waren verschwunden; das Grab indes hatte alles überdauert. Ich erreichte zuletzt die Schneide eines langen Bergrückens. Eine weite Sandebene brütete sich vor mir aus. Ich blickte darüber hin und sah große Steinblöcke dort verstreut liegen, halb verdeckt vom Wüstenand.

Ich sagte zu Gott: „Es steht etwas darauf geschrieben, aber ich kann es nicht lesen.“

Da blies Gott den Wüstenand hinweg, und ich las die Inschrift: „Auf der Wage gewogen und — befunden.“ Ein Wort fehlte.

Und ich sagte zu Gott: „Es war ein Festhaus?“

Gott sprach: „Gewiß, ein Festhaus.“

„Auch hier eine Weinpresse?“

„Auch hier.“

Ich stellte keine weiteren Fragen. Ich war sehr matt; ich schützte meine Augen mit der Hand und starrte hinaus in das toisige Abendlicht. Weit, weit hin über den Sand sah ich zwei Gestalten stehen. Mit tiefensten Gesichtern und hoch über den Köpfen zusammengefalteten Fittichen — weder Mensch noch Tier — spähten sie über die Sandwüste und schienen endlose Wacht zu halten. Ich befragte Gott nicht, wer oder was sie seien, denn ich kannte die Antwort.

Und weiter und immer weiter blickte ich mit meinen beschatteten Augen in das Abendlicht hinaus. Weit fort, wo der Sand dick und schwer war, sah ich eine einzelne Säule stehen: die Krönung war abgefallen und der Sand hatte sie begraben.

Auf der zertrümmerten Säule saß eine graue Wüsteneule mit gefalteten Schwingen. Einsam alles um sie her; nur der Wüstenfuchs schlich im verglimmenden Abendlicht mit hängendem Schwefel an ihr vorüber.

Weiter, noch weiter, wie ich so über die Wüste hinblickte, sah ich den Sand zu Haufen angehäuft, als ob er etwas verdeckte.

Ich schrie zu Gott: „O, ich bin so müde!“

Gott sprach: „Du hast nur die eine Hälfte der Hölle gesehen.“

Ich sagte: „Ich kann nicht weiter, ich fürchte mich vor der Hölle. Raum getraue ich mich noch meinen eigenen schmalen Pfad zu wandeln, weil ich daran denken muß, daß mir jemand Fallgruben gelegt habe. Langt meine Hand nach einer Frucht, so ziehe ich sie wieder zurück, weil mir einfallt, sie könne schon geküßt worden sein. Wäde ich über die Ebenen hin, so erscheinen mir alle Erhöhungen wie Grabhügel; und wenn ich zwischen dem Gestein wandle, so höre ich es laut ächzen. Sehe ich tanzende Leute, so höre ich Seufzer den Takt angeben, und vor dem Wein schaudert mich wie vor etwas Lebendigem!“

„Ich kann die Hölle nicht ertragen!“

Da sprach Gott: „Wohin willst du gehen?“

Ich sagte: „Zur Erde, von der ich kam; dort war es besser.“

Da lachte Gott laut auf. . .